

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Die Badenfahrt der Regula Pfister
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Badenfahrt der Regula Pfister.

Nachdruck verboten.

Eine Novelle von Emil Schibli, Bern.

Seit zwei Tagen regnete es. Vorher war das blaueste lieblichste Frühlingswetter gewesen und hatte noch am Sonntag die Menschen in Scharen herausgelockt. Wie hatte sich Fräulein Pfister darauf gefreut, nach den arbeitsreichen Werktagen im engen Laden, in Feld und Wald reine Luft atmen zu können! Sorglos, in einem hellen leichten Frühlingskleid hatte sie sich auf den Weg gemacht. Da brach unvermutet ein arges Wetter herein mit Blitz und Donner und einem unverstämten Platzregen und überfiel die Arme mitten auf freiem Felde. Kurz nachdem sie durchnäßt und frierend heimgekommen war, hatte sich dermaßen heftiges Gliederreißen eingestellt, daß sie sich zu Bett legen mußte. Am Montag waren die Schmerzen so stark geworden, daß Fräulein Pfister beschloß, den Arzt kommen zu lassen. Das Gritli mußte ihm telephonieren. Das Gritli, ein neunzehnjähriges Mädchen, war die Ladentochter. Hui, wie der Wind den Regen an die Scheiben klatschte! Jedesmal, wenn ein neuer ungestümer Wetterbraus daherkam, fuhr der Kranke wieder so ein entsetzlicher wilder Schmerz durch den Leib, daß sie aufstöhnte. Gott Lob und Dank, jetzt war es wieder einwenig besser. Aber nun ging draußen die Ladentür, einmal, zweimal, dreimal hintereinander. Nun mußten drei Leute im Laden stehen und warten. Das Gritli bediente den einen Kunden und ließ die beiden andern einfach stehen. Sie hatte dem Mädchen ja schon hundertmal gesagt, daß man das nicht tun dürfe, daß man die Leute zum wenigsten nach ihrem Begehre fragen müsse. Aber das Saperments Meitli vergaß es immer wieder, und wenn sie, die Herrin, nicht da war, machte es natürlich erst recht, was es wollte. Vom Laden herein hörte sie das helle klingende Lachen Gritlis und eine dröhnende rollende Männerbaßstimme. Es gab einen fröhlichen Zweiklang, wie wenn zu einem lustigen Morgenglöcklein eine alte schwere Turmglocke den Stundenschlag singt. „Jetzt macht es wieder den Narren mit einem Mannenvolk,“ ärgerte sich Fräulein Pfister.

„Was ist gefällig, Frau Hürlimann?“
Klang das Glöcklein herein.

Dann wurde es im Laden ruhig. Draußen klopfte der Regen nicht mehr an die Scheiben. Und plötzlich schoß ein breiter hellgoldener Lichtstrahl durch das morgenseitige Fenster, und Millionen Stäubchen wogten in dem Goldstreifen durcheinander wie in einem Tanzsaal. „Nein, nein, so ein Staub! Man sollte es nicht für möglich halten!“

Aber die Sonne übertrieb. Wo sie mit ihrem noch ein wenig grellen Lichte nicht hinsehen konnte, lag alles so ordentlich sauber und manierlich im Zimmer wie hingebesen. Poßtausend, es sollte ihr jemand kommen und sagen, sie sei unordentlich! Das war seit Großmutterzeiten ein hervorstechender Charakterzug des Pfisterschen Geschlechtes: Ordnung und Reinlichkeit in allen Dingen des Lebens.

Das Gritli steckte ein goldenes Haar-gekräusel und zwei schwalbenunruhige Bergigmeinnichtaugen mit einem frechen Stumpfnäslein darunter durch den Türspalt. Der kirschenaftige Schelmenmund war eine Pracht für sich.

„Soll ich Ihnen eine Tasse Lindenblütentee machen, Fräulein Pfister?“

„Ja, gerne! Hör, Gritli, wann will doch der Doktor kommen?“

„Um drei Uhr, hat er gesagt.“

Inzwischen hatte die Sonne ihren Himmels Spaziergang schon soweit gemacht, daß sie auch durch das zweite Fenster in das Stüblein der Regula Pfister schauen konnte. Das goldene Glänzen erfüllte den ganzen Raum und floß über die blendend weiße Bettjacke der Kranken und über ihre gefalteten Hände und weiter hinab über die rosaseidene Steppdecke. Die Schmerzen waren fast genau mit dem Umschwung des Wetters weniger heftig geworden. Wills Gott würden sie bald ganz wieder verschwinden.

Fräulein Pfister ließ ihre Augen durch das Stüblein spazieren und liebevoll bald bei diesem, bald bei jenem Gegenstande verweilen. Ach, wie manche Erinnerung wurde da aus ihrem Schlafe wach und

grüßte die Regula Pfister: Weißt du noch, weißt du noch? Dort über der Kommode hingen in schwarzen ovalen Rahmen die beinahe lebensgroßen wohlgetroffenen Photographien ihrer Eltern. Die Mutter starb, als Regula fünfzehn Jahre alt war, sieben Jahre darauf auch der Vater, für den sie seit dem Tode der Mutter treu und umsichtig, schier wie eine Hausfrau gesorgt hatte. Dann stand sie allein im Leben. Geschwister hatte sie keine. Und sie übernahm nun, zweiundzwanzigjährig, das väterliche Wollwarengeschäft.

„Wie doch die Zeit vergeht!“ Sie rechnete. „Wahrhaftig, schon dreizehn Jahre ist das her!“ Und was hatte sie inzwischen nicht alles erlebt. Zuvorderst stand immer die Sorge fürs Geschäft. Oft bedrängte die überhandnehmende Konkurrenz den kleinen Laden hart. Aber Regula wehrte sich, und die alte ehrenwerte Firma Negidius Pfister hielt stand. Und es ging vorwärts, und schließlich war Fräulein Regula der Sache allein nicht mehr gewachsen. Da hatte sie vor zwei Jahren das Gritli angestellt. Eben fuhr der Blondkopf wieder durch den Türspalt.

„Möchten Sie etwas essen, Fräulein Pfister?“

„Danke; jetzt nicht!“

Im Gärtlein, vom blühenden Fliederbusch herab sang eine Amsel ... Verschiedene Male hätte Regula Pfister Gelegenheit gehabt, sich zu verheiraten. Da es aber nie der Mann war, den sich ihr Herz wünschte, kam es nicht dazu. Einen liebte sie. Der aber ging an ihr vorbei. Und so hatte sie es nach und nach gelernt, sich in ihrem einsamen ruhigen Dahinleben wohl zu fühlen.

Am Nachmittag kam der Arzt, ein alter kurzbeiniger Herr mit einem behäbigen Bäuchlein und einem knorrigen, resolut-gutmütigen Eidgenossenkopf. Als er die Kranke untersucht hatte, machte er ein ernstes Gesicht und verordnete der Patientin eine vierwöchige Kur in Baden.

Fräulein Regula war auf den Tod erschrocken. Aber was war da zu machen? Mit Ach und Weh gab sich der Doktor nicht zufrieden, und wer seinen Rat nicht befolgte, konnte sich nach einem andern Arzt umsehen. Er hatte nun schon während achtzehn Jahren alle kranken Tage der

Familie Pfister miterlebt und war dadurch sozusagen eine Art gefürchteter Heiligkeit geworden. Kurz und gut, das wollte er, und damit basta!

Am selben Nachmittag schrieb Fräulein Pfister einen Brief an ihre Freundin Susanna Brändli.

Fräulein Brändli kam. Sie litt seit Jahren an einem chronischen Rheumatismus und hatte sich schon oft in Baden zur Kur aufgehalten. Sie wußte Rat.

„Der Doktor hat recht, Regula,“ sagte sie. „Im Schwanen, wo ich voriges Jahr war, findest du vorzügliche Verpflegung und alle Vorrichtungen, die du zu deiner Kur bedarfst. Die Besitzer des Hotels sind nette freundliche Leute. Ich kann dir das Haus wirklich empfehlen. Uebrigens, wenn du willst, kann ich gleich jetzt schreiben und dich anmelden.“

Fräulein Regula überlegte und seufzte und sagte schließlich: „So schreib halt in Gottes Namen!“

„Wann willst du reisen?“

„Ich denke, Anfang nächster Woche wird es gehen.“

Im Verlauf der nächsten Tage ließen die Schmerzen soweit nach, daß das Fräulein das Bett verlassen und die notwendigen Vorbereitungen zur Reise selbst treffen konnte. Das Gritli mußte dann während ihrer Abwesenheit den Laden eben allein besorgen. Fräulein Pfister redete dem Mädchen noch eindringlich ins Herz. Aber das machte sich keinen Pfifferling daraus. Es dachte nur bei sich: „Natürlich kann ich das Geschäft allein führen. Das ist doch eine Kleinigkeit!“

Am Montag reiste Fräulein Pfister mit einem Morgenschnellzug ab. Es war ein blauer sonniger Maientag. Ein lauer Wind wehte über die blumigen Wiesen hin, und das Baumbloß jubelte weiß und rot in das Morgenlicht. Der Wald stand in köstlich frischem Grün drüben auf den Hügeln und grüßte die Regula Pfister zum offenen Wagenfenster herein. O, die Welt war schön!

Das Fräulein lehnte sich in die Polster zurück und ließ den Wind, der leise hereinwogte, mit ihrem Haar und Reiseschleier spielen. Merkwürdigerweise spürte sie heute nicht die geringsten Schmerzen. Ein Schwarm von Staren



Ferdinand Hodler.

Damenbildnis (1876).

ließ sich schwabend auf den Drähten der Telegraphenleitung nieder. Fräulein Regula schaute hinauf. Es ist Frühling, dachte sie, Frühling, Frühling! Wenn nur das Gritli den Laden recht besorgt... Aber ich will es doch hoffen; es ist ja ein verständiges, geschicktes Mädchen!

Ruck, der Zug hielt an. „Badeen!“ rief ein Schaffner vom Perron herein.

Fräulein Pfister ging nun gemächlich durch die Straßen des uralten Städtchens, die ihr jedoch wenig gefielen. Aber die Parkanlagen beim Kasino behagten ihr sehr, und Spaziergänge in die Umgebung dachte sie sich herrlich. Passende Gesellschaft würde sich wohl auch finden. In dessen war es halb zwölf Uhr geworden. Wenn sie noch rechtzeitig zum Mittagessen ins Hotel kommen wollte, mußte sie sich beeilen. Der Besitzer empfing sie mit Liebenswürdigkeit und führte sie selbst in das erste Stockwerk hinauf, wo er der Angekommenen das bereitgehaltene hübsche Zimmerchen anwies. Die beiden Fenster gingen nach der Limmat hinaus. Am diesseitigen Ufer, den Fenstern ihres Zimmers so nahe, daß die Blütenkerzen süß und voll hereindufteten, standen mächtige alte Kastanien.

Fräulein Regula kleidete sich um, und sie war kaum damit fertig, als unten das Glockenzeichen zur Mahlzeit ertönte.

Die Tafel war noch nicht voll besetzt, da die eigentliche Saison erst Ende Juni begann. Immerhin saßen zwanzig oder fünfundzwanzig Gäste am Tisch, wie das Fräulein mit einem ersten kurzen Blick sehen konnte. Man musterte die Neuangekommene. Die Frau des Wirtes, die sie an ihren Platz führte, stellte sie den Zunächstitzenden vor: links neben Fräulein Pfister saß Fräulein Bögeli, gegenüber saßen Frau Wehrlin und Herr Bogenhardt. Fräulein Bögeli war eine zarte Dame mit den ersten Zeichen altjungferlichen Einschrumpfens und Wellwerdens im Gesicht. Sie nahm die Angekommene sofort ins Gespräch: „So, so, Sie kommen von Zürich? Gedenken Sie längere Zeit hier zu bleiben? ... Vier Wochen, so, so!“

Herr Bogenhardt unterhielt sich lebhaft mit Frau Wehrlin. Die beiden lachten oft und laut. Herr Bogenhardt hatte

hellbraunes liches Haar von einem seidenweichen feinen Glanze, das er ungeschheitelt in regelmäßigen Wellen über den Kopf zurückgekämmt trug. In die weiße hohe Stirne hing ihm eine Locke, die sich bei der geringsten Bewegung des Kopfes hin- und herwarf und ihm manchmal bis über die rechte Augenbraue herunterfiel. Dann strich er sie mit einer großartigen Handbewegung zurück. Seine Augen waren dunkelbraun, feuchtglänzend und lebhaft. Sein Mund weich, aber doch von einer festen bewußten Männlichkeit. Uebrigens trug er die Oberlippe bartlos. Sehr schön waren seine Hände. Sie hatten etwas frauenhaft Zartes. Am ehesten hätte man in Herrn Bogenhardt einen Künstler vermutet, vielleicht einen Geiger. Frau Wehrlin paßte nicht zu ihm. Obschon nicht unschön, machte sie durchaus den Eindruck eines gewöhnlichen, in keiner Weise besondern Menschen. Sie hatte reiches schwarzes Haar, volle, eher etwas zu üppige Formen, und aus ihren dunkeln Augen und von ihren derben roten Lippen sprang eine heiße, ungebändigte Sinnlichkeit wie eine Kage auf den Mann hinüber. Sie mochte dreißig Jahre alt sein.

Als die Mahlzeit beendet war und die Gäste den Saal verließen, begleitete Fräulein Bögeli ihre neue Tischnachbarin bis vor deren Zimmertüre: „Wie gesagt, Fräulein Pfister, ich stehe mit meiner Wenigkeit jederzeit zu Ihrer Verfügung. Heut werden Sie ja noch zu tun haben. Auspacken, sich einrichten, dann die Untersuchung des Arztes. Freilich. Aber morgen vielleicht, wenn das Wetter gut ist.“ Sie lächelte liebenswürdig: „Auf Wiedersehen!“

Fräulein Pfister dankte für das freundliche Entgegenkommen und ging in ihr Zimmerchen, um ein Stündlein zu schlafen. Das war sie seit Jahren so gewöhnt. Sie entkleidete sich halb, bevor sie sich zu Bett legte. Sie sog mit verlangenden Lungenflügeln den köstlichen Blütenduft ein. Unten hörte sie die Limmat rauschen. Wenn nur das Gritli seine Sache recht macht, dachte sie, dann will ich gern zufrieden sein. Aber schon verwebten sich Blütenduft, Wellenrauschen und das Lachenmädchen zu wunderlichen Traum-

bildern. Fräulein Regula schlief. Und wie sie so dalag, mit entblöhten, weichen und vollen Armen, das braune offene Haar über das Kissen und die Schultern verstreut und die Wangen vom Schläfe und von dem leisen linden Frühlingswind gerötet, glich sie ganz einer vollausgereiften, süßen und begehrenswerten Frucht.

Am nächsten Morgen ließ Fräulein Bögeli Fräulein Pfister sagen, sie könne den verabredeten Spaziergang wegen Unpäßlichkeit leider nicht machen. Da ging Fräulein Pfister allein. Sie ging der Limmat entlang aufwärts, in der Richtung nach Wettingen zu. Der Tag war ganz durchdrungen von Sonnenlicht und fröhlichen Farben. Die Vögel sangen, und die Wellen rauschten vorbei, schnell und leicht und gleichsam jauchzend. Und alles Leben ringsumher schien so von einer jungen und unbändigen Kraft erfüllt, daß man staunen und sich freuen mußte.

Regula Pfister fühlte das auch, ob schon sie einen gesitteten braven Schritt einhielt und kein einziges übermütiges Seitensprüngelein machte. Aber das Herz klopfte ihr lauter als sonst und hatte manchmal leise, launenhafte und unverständliche Wünsche.

Als ein Feldweg in die Straße einbog, schlug sie diesen ein. Zu beiden Seiten blühten ihr Wiesenblumen entgegen. Sie pflückte einen Strauß davon und ging langsam weiter, einem Waldsaume zu. Da sah sie eine Bank und darauf zwei Menschen sitzen, die sich umschlungen hielten und sich küßten. Und wie sie näher kam, erkannte sie in den beiden Frau Wehrlin und Herrn Bogenhardt. Da sie glaubte, selbst noch nicht bemerkt worden zu sein, verließ sie den Weg, der den Waldrand nun erreicht hatte, und ging zwischen den Stämmen in einem Bogen um die beiden herum. „O, ihr alten Narren,“ dachte sie, „seid ihr jetzt noch nicht gescheiter geworden!“ Und sie machte sich auf den Heimweg.

Die beiden waren zum Mittagessen auch da. Fräulein Pfister beobachtete sie, um etwa aus einem Blick oder Wort herauszufühlen, ob sie am Morgen erkannt worden sei. Aber Herr Bogenhardt machte fortwährend Spässe, und Frau Wehrlin lachte dazu, daß man beide

Reihen ihrer großen, aber blitzend weißen Zähne sehen konnte.

Am Nachmittag lud Fräulein Bögeli, die sich von ihrem Uebelbefinden erholt hatte, Fräulein Pfister zu einer Tasse Tee auf ihr Zimmer ein. Fräulein Pfister erzählte von ihrem Morgenspaziergang. „Ich möchte Ihnen im Vertrauen etwas sagen, Fräulein Bögeli. Es soll aber wirklich ganz unter uns bleiben.“

„Selbstverständlich, Fräulein Pfister! Selbstverständlich!“

„Sagen Sie, wie ist es mit den beiden, mit diesem Herrn Bogenhardt und dieser Frau Wehrlin? Steht da wohl eine Verlobung bevor?“

„Verlobung?“

„Ja. Ich habe die zweie heut früh überrascht, als sie sich küßten.“

„Küßten!“

„Ja!“

„Aber, was Sie nicht sagen! Schön getan haben die beiden schon immer miteinander, ich habe nie etwas anderes gesehen. Aber an so etwas hätte ich wirklich nicht gedacht. Nein, aber, was Sie nicht sagen! Soviel man weiß, ist es kaum ein Jahr her, daß diese Frau Wehrlin Witwe ist.“

Fräulein Pfister lachte spöttisch: „Ach, sie hat an ihm ja rein den Narren gegessen!“

Als drei Tage später die beiden Fräulein mit fünf andern Damen aus dem Hotel einen gemeinsamen Ausflug nach Oberrohrdorf unternahmen, kam man wieder auf Frau Wehrlin und Herrn Bogenhardt zu sprechen. Unwillkürlich. Und da mußte Fräulein Pfister die Ausagegeschichte erzählen. Unwillkürlich.

Und die fünf Damen schlugen die Hände zusammen.

„Eh, du meine Güte, was ist das nicht!“ sagten sie.

„Nein, aber, so etwas!“

Fräulein Pfister nickte.

„Ja, man sollte wirklich meinen, eine Frau in diesem Alter wäre über solche Dummheiten hinaus! Wenigstens, soviel man sehen kann, ist sie nicht mehr von heute!“

„Er ist aber wirklich ein schöner und kluger Mensch,“ bemerkte Frau Furrer, „und braucht nicht mit der ersten besten

vorliebzunehmen. Wenn ich noch ledig wäre, würde ich ihm auch Augen machen.“

„Aber, Frau Furrer!“

„Nein,“ sagte Fräulein Pfister und zuckte geringschätzig die Achseln, „was das anbetrifft, so möchte ich nicht die Hand umdrehen. Schönheit allein tut's nicht!“

Zwei Tage darauf reiste Frau Wehrlin ganz unvermutet ab, Herr Bogenhardt aber blieb. Er hatte es nicht zu bereuen. Da außer ihm nur noch zwei ältere, schon ein wenig verschrobene Junggefelln da waren und drei oder vier Ehemänner, jedoch sämtlich in Begleitung ihrer Gattinnen, war er als männlicher Gesellschafter sehr begehrt. Daß er Frau Wehrlin geküßt hatte, verzieh man ihm bald. Im Gegenteil, man fand ihn charmant und — halt lebenslustig. Du lieber Gott, so ein junger schöner Mann! Sicherlich war er noch keine dreißig Jahre alt. Im Fremdenbuch hatte er sich als Kaufmann aus Hamburg eingetragen. Herr Bogenhardt war wirklich ein schöner Mann. Dabei lebenswürdig, vornehm und gebildet. Er besaß ein eminentes Wissen. Auf allen Gebieten war er zu Hause. Er sprach fließend die deutsche, englische und französische Sprache, schien überhaupt weit gereist zu sein; denn er erzählte auch von Indien und Japan.

Eines Morgens, als Fräulein Pfister einen Spaziergang über Feld machte, begegnete ihr Herr Bogenhardt. Er grüßte, blieb stehen und redete sie an.

„So früh am Tage schon unterwegs?“

„O, es ist ja ein entzückender Morgen!“

„Da haben Sie recht. Ich meinerseits kann mir nichts Köstlicheres denken als so ein stilles Wandern in den blauen blühenden Frühlingstag hinein!“ Er verneigte sich. „Wenn Sie gestatten, Fräulein, gehen wir ein Stück Weges zusammen!“

„Sehr angenehm!“

Was sich das Leben doch für Spässe erlaubt, dachte Fräulein Pfister. Vor ein paar Tagen habe ich diesen Mann in den Armen einer Frau gesehen und mir mancherlei Gedanken darüber gemacht, und jetzt spaziere ich selbst neben ihm her. Aber mehr konnte sie nicht denken. Herr Bogenhardt ließ das Gespräch nicht ausgehen. Er machte Beobachtungen, gab dazwischen einen graziösen Scherz zum

besten und erzählte kleine Episoden aus seinem Leben. Er war ein ausgezeichnete Gesellschafter.

Bei Tische zeichnete er sie nun immer vor allen andern Damen durch besondere Aufmerksamkeiten aus. Sie wollte jedoch vor ihm auf der Hut sein. Obgleich er, wie sie nun auch zugeben mußte, ein Mann war, der ein Frauenherz bald in Wallung versetzen konnte. Ihr früheres Urteil über ihn und vor allem über Frau Wehrlin wurde nun um vieles milder. Sie wußte ja nicht, wie die Schicksale der beiden zusammenhingen. Und es ging sie ja auch nichts an. Jetzt dachte sie nur noch an sich selber. Warum dieser schöne kluge Mann sich nun so sehr um sie kümmerte? Sicherlich war sie älter als er, und es waren schönere und jüngere Frauen da, um deren Gunst er sich hätte bewerben können. Es war seltsam. Was er nur von ihr wollte? Sie nahm sich vor, wie bisher freundlich gegen ihn zu sein; denn es bereitete ihrem Herzen und auch ihrer Eitelkeit ein wohliges Behagen, von einem so hervorragenden Manne mit Aufmerksamkeiten bedacht zu werden. Aber innerlich wollte sie kühl bleiben. Sie war fünfunddreißig Jahre alt und mit der Zeit zu einer guten inneren Ruhe gekommen. Was sollte ein Mann nun noch in ihrem Leben?

Da Fräulein Regula nun aber den lieben langen Tag ihren Gedanken überlassen blieb und, wenn sie es wollte, nicht gestört werden konnte, fing sie an, manches Lustschlößlein zu bauen. Zulezt lief es immer darauf hinaus, daß dieses Lustschlößlein vor allem ein liebes trauliches Stüblein haben mußte, darin zwei Menschen bequem Platz hatten. Manchmal schüttelte sie den Kopf, wenn sie merkte, daß sie sich in solche Gedanken eingesponnen, manchmal lächelte sie darüber, und manchmal kam eine weiche bitter-süße Traurigkeit über sie. Was war nur mit ihr? Lag es daran, daß ihr die gewöhnliche tägliche Arbeit fehlte? Und was war es denn mit diesem verflixten Frühling, daß der ihr das Blut so treiben machte und das Herz so merkwürdig launenhaft?

Die übrigen Damen, besonders Fräulein Bögeli, fingen an, den Umgang mit ihr zu meiden.

„Ein merkwürdiger Mensch ist dieser Herr Bogenhardt doch,“ sagten sie; „was ihm nun wohl an dieser alten Schachtel wieder gefällt?“

Fräulein Pfister freute sich darüber. O, sie bersten vor Neid! dachte sie. Nun, zum Troß, wollte sie erst recht mit ihm gehen. Und sie schrieb einen Brief an das Gritli:

„Liebes Gritli!

Ich hoffe, daß im Geschäft alles in Ordnung ist; wenn es nicht so wäre, hättest Du mir ja doch geschrieben, nicht wahr? Ich bitte Dich aber doch, mir mitzuteilen, wie es geht und steht. Und jetzt noch etwas. Sei so gut und schicke mir das blaue Frühlingskleid. Weißt Du, das schöne neue Kleid, das Dir so gut gefallen hat. Den Schlüssel zum Schrank findest Du in der zweiten Schublade der kleinen Schatulle, die in der Stube auf der Kommode steht. Es sollte aber bald sein, da ich das Kleid zu einem Anlaß hier brauche.

Freundlich grüßt Dich

Regula Pfister.“

Am nächsten Tage traf das Kleid mit diesem Briefe als Beilage ein:

„Liebes Fräulein Pfister!

Ihren werten Brief erhalten, teile Ihnen mit, daß hier alles ausgezeichnet geht. Sie können ganz ruhig in Baden sein und brauchen keine Angst zu haben, daß ich das Geschäft nicht richtig besorge. Gestern habe im Laden 83 Franken 55 Rappen eingenommen. Das überflüssige Geld trage ich jeden Mittag zur Bank, wo ich es Ihrem Konto-Korrent gutschreiben lasse. Das Kleid habe sorgfältig verpackt. Indem ich hoffe, daß Sie es in gutem Zustande erhalten, verbleibe ich mit herzlichen Grüßen und Wünschen für gute Besserung
Margaretha Landolt.“

Fräulein Pfister hielt sich nun bereits vierzehn Tage in Baden auf. Ihr Rheumatismus war im Schwinden begriffen, ihr körperlicher und geistiger Zustand ein erfreulicher. Es war ihr, als ob sie sich mit jedem Tage verjüngte. Dazu das herrliche, blaue, sonnige Frühlingswetter! Wirklich, so schön hatte sie es seit Jahren nicht mehr gehabt.

Gegen Abend nahm sie ihr blaues Frühlingskleid hervor; lieblicher Weichenduft entquoll ihm. Sie probierte das

Kleid an und legte es wieder ab. Und sie zog die Vorhänge an ihren Fenstern zu und suchte ihre schönste Wäsche hervor. Sie wusch sich Gesicht, Arme und Hals mit frischem kühlem Wasser, darein sie Eau de Cologne gegossen hatte. Ihr Hals war schlank und geschmeidig und die Haut weich und glatt. Und Regula Pfister freute sich über die reife volle Schönheit ihres Leibes und dachte an ihn, Siegfried Bogenhardt, was er wohl tun würde, wenn er sie so sähe. Sie erschrak ein wenig vor diesem Gedanken und wollte dagegen ankämpfen; es gelang ihr aber nicht. Indessen hatte sie ihr schönes Frühlingskleid wieder angezogen und ging, da es Essenszeit geworden war, in den Speisesaal hinter. Bogenhardt saß bereits an seinem Platze, als sie durch die Türe trat und ihn mit fröhlichen Augen leise grüßte. Dabei achtete sie scharf auf den Ausdruck seines Gesichtes und vermochte zu sehen, wie überrascht er war.

Bogenhardt sprach weniger als gewöhnlich. Aber nach dem Essen, als sie allein waren, gab er seiner Ueberraschung Ausdruck. „Sie haben sich so schön gemacht, Fräulein Regula. Würden Sie nicht noch ein wenig mit mir spazieren gehen? Wenn ich Sie recht sehr bitte? Es ist ein so schöner Abend!“

Sie zögerte. Aber dieser Mann hatte eine seltsame Gewalt über sie. „Ja,“ sagte sie, „warten Sie auf mich, jenseits der Brücke.“

Da die Abende noch kühl waren, ging sie in ihr Zimmer hinauf, zog einen Mantel an und schlang ein lilafarbenes Seidentuch um den Kopf. Ihre Finger zitterten dabei, und ihr Herz war bedrückt. Sie besann sich, ob sie nun wirklich gehen sollte. Dann ging sie.

Bogenhardt bot ihr, als sie kam, den Arm. Er war ganz ruhig und sprach mit seiner wohlklingenden Stimme ohne Hast; sie dagegen gab ihm nur kurze, oft zerstreute Antworten und vermochte nicht, ihre innere Erregung zu verbergen. Die gelbe zunehmende Sichel des Mondes spann ein fahles Helldunkel über das Land, sodaß alle Gegenstände in einem seltsamen unwirklichen Lichte standen und merkwürdige dünne Schatten warfen. Aber die vielen rotgelben Lichter, die

überallher, nah und fern leuchteten, und die rauschenden Wellen des Stromes vermochten dem Abend eine trauliche und träumerische Stimmung zu geben. Als nun die letzten Häuser des Städtchens hinter ihnen lagen und das freie Feld sie aufnahm, mahnte Fräulein Regula zur Rückkehr. Bogenhardt verbeugte sich.

„Ganz wie Sie wünschen.“

Da blieb sie stehen. „Ich möchte doch noch ein wenig zuhören, wie es so schön rauscht.“

Und wie sie so lauschend dastand, beugte er seinen Kopf zu dem ihren herab und küßte sie auf den Mund. Dann gingen sie heimwärts und sprachen nicht mehr viel, und bei der Brücke wünschten sie sich gute Nacht.

Eine halbe Stunde später, als Fräulein Regula im Bette lag und die Bäume und der Strom zu dem offenen Fenster hereinrauschten, mußte sie weinen. Dann kam der Schlaf über sie.

Das Fräulein verlebte nun eine Reihe von köstlichen Tagen. Bogenhardt liebte sie, er hatte es ihr gestanden. Als sie ihn bald darauf wegen Frau Wehrlin zur Rede stellte, erzählte er ihr aus seinem Leben. Frau Wehrlin und er waren Nachbarnsfinder gewesen und hatten sich von früher Jugend an lieb gehabt. Ihr Vater war ein reicher Fabrikant, der seinige nur ein kleiner Beamter. Der junge Bogenhardt kam in eine kaufmännische Lehre und wurde von seinen Vorgesetzten bald sehr geschätzt; denn, obwohl er davon geträumt hatte, Schauspieler zu werden, wurde aus ihm ein tüchtiger Kaufmann. Er war ein ehrgeiziger Mensch und wollte vorwärtskommen. Seine Prinzipale waren ihm dadurch behilflich, daß sie ihn sogleich nach beendeter Lehrzeit in ein Zweiggeschäft nach Indien gehen ließen. Die Tochter des Fabrikanten versprach ihm Treue. Nach seiner Heimkehr wollten sie darnach trachten, ihren Vater für sich zu gewinnen, und dann heiraten. Bogenhardt blieb drei Jahre lang in Indien. Als er nach Deutschland zurückkam, hatte sein Mädchen sich verheiratet. Sie hatte sich dem dringlichen Wunsch ihres Vaters, der durch gewagte Spekulationen in finanzielle Schwierigkeiten geraten war, gefügt und einen reichen Freier genom-

men. Und nun, nach zehn Jahren, nachdem sie einander längst vergessen, hatten sie sich hier unvermutet wiedergesehen und, da die junge Witwe ihre Hand bereits einem andern Manne wieder versprochen hatte, für immer voneinander Abschied genommen.

Fräulein Regula war bis zu Tränen gerührt. Und Bogenhardt erzählte weiter. Wie er nun als Junggeselle ein unstetes Wanderleben führe, ruhelos bald da, bald dort verweile und eine Heimat suche und eine Gefährtin, die ihn glücklich machen könnte. Und in ihr hätte er nun endlich gefunden, was er so lange, lange vergebens gesucht: ein edles, wahrhaft einfaches und innig schlichtes Frauenmüt. Bei ihr sei ihm wohl und er hätte kein anderes Verlangen mehr, als bei ihr bleiben zu dürfen.

Und nun weinte Fräulein Regula wirklich und lehnte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte: „Sie lieber, armer Mann!“

Als sie einige Tage später, eines Nachmittags, in einem Landgasthof bei einem Glase rotgoldenen Weines saßen und die Zeit bestimmten, wo sie sich verloben wollten, trat unvermutet ein Mann an ihren Tisch heran. Bogenhardt erleichterte. Der andere legte ihm leicht hin die Hand auf die Schulter und sagte: „Mein Herr, ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften,“ wobei er sich gleichzeitig als Geheimpolizist legitimierte.

Als Fräulein Regula wie aus einem schweren Traum wieder zu sich kam, waren die beiden Männer nicht mehr da. Die Wirtin beobachtete sie mißtrauisch. Da fragte sie, was der Wein koste, legte das Geld hin und ging. Sie ging langsam, und es war ihr, als ob sie lange krank gewesen wäre. Als sie eine Bank am Wege fand, setzte sie sich hin und konnte weinen. Und nach einer Weile vermochte sie auch wieder zu denken. Sie ging nicht mehr ins Hotel zurück, sondern suchte den Weg zur nächsten Bahnstation. Sie wollte heimfahren. Nur heim, heim! Alles andere würde sich dann geben.

Und wie sie erst im Eisenbahnwagen saß, wurde ihr leichter ums Herz, und sie betete still und dankte Gott, daß er sie aus den Händen eines Schwindlers —

das war offenbar dieser Bogenhardt — noch zur rechten Zeit gerettet hatte. Sie wurde darüber beinahe fröhlich.

Sie schaute durchs Fenster. Die Bäume auf den Wiesen waren am Verblühen. Das kräftige saftige Grün der jungen Blätter verdrängte den hochzeitlichen Schmuß. Es war gleichsam, als ob die Bäume nun ernste Frauen geworden wären, die ihr Leben der Fruchtbarkeit bereiteten.

Nach einer halben Stunde war die Strecke durchfahren, und als die Dämmerung hereinbrach, kam Regula Pfister zu Hause an. Das Gritli machte verwunderte Augen, als seine Herrin so unvermutet in den Laden hereinkam. Aber es dauerte nur einen Augenblick. Dann begrüßte es die Heimgekommene mit lieblicher Freude und bemühte sich um sie nach Möglichkeit. Aber Fräulein Regula war müde und wollte allein sein. Sie befahl dem Mädchen, den Laden zu schließen und heimzugehen.

Am nächsten Morgen jedoch stand sie wieder hinter ihrem Ladentisch und bediente die Kunden. Der Briefträger brachte eine Zeitung. Sie kam von Baden und enthielt folgende Notiz, die mit einem Blaustift kräftig umrahmt war: „Gestern wurde hier der wegen Heiratschwindel und anderer beträchtlicher Betrügereien steckbrieflich verfolgte Kommis Albert

Meier, der sich in einem hiesigen Hotel unter dem falschen Namen Siegfried Bogenhardt aufhielt, verhaftet. Der Verhaftete wird vermutlich zur Aburteilung an Deutschland ausgeliefert werden.“

Regula Pfister nahm die Zeitung, ging damit zum Ofen und zündete sie an. So, jetzt ist die Sache für immer abgetan, dachte sie. Aber plötzlich mußte sie heftig weinen. Und dann erzählte sie ihr Herzensabenteuer dem Gritli, das dazu eine teilnehmende, gerührte Miene machte, es aber doch nicht verhindern konnte, daß ab und zu ein Lächeln über das blühende jugendübersonnte Gesichtlein huschte. Und als gar das Fräulein anfang, ihm ins leichtsinnige Gewissen zu reden und zu ihm sagte: „Du wirst doch nicht etwa auch schon einen Schatz haben!“ da mußte es laut herauslachen: „Aber Fräulein, was denken Sie auch!“

Am Abend leuchtete der inzwischen voll gewordene Mond mit seinem weichen silbrigen Lichte über das Land. Das Gritli ging mit seinem Liebsten zwischen frühsummerlichen, heraufschend duftenden Wiesen. Und erzählte ihm die Geschichte von der Badenfahrt der Regula Pfister. Und lachte und lachte! Und legte ihm seine weichen Arme um den Hals und küßte ihn mit den roten durstigen Lippen, daß er meinte, der Atem müßte ihm vergehen.

Weihnacht

Jetzt geht durch uns Menschen ein brennendes Bangen,
Ein Hungern und Dürsten, ein seufzend Verlangen;
Wir ahnen den Schimmer von heiligem Licht
Und forschen und fragen und finden ihn nicht.

Das Dämmern und Warten und Flüstern im Dunkel,
Der Tanne Seknister, der Lichter Gefunkel,
Es ist nur ein Suchen und Sehnen nach Licht;
Doch Weihnachten — Weihnachten ist es noch nicht.

Doch lernen wir trauen auf gnädig Versöhnen,
Trotz Kämpfender Hassen, trotz Leidender Stöhnen,
So strömt auf uns nieder beglückendes Licht,
Das Jammer und Kummer und Sünde durchbricht.

□ □ □

Bertha von Orelli, Zürich.